26. November 1935 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 272

In freier Stunde

„Ferien auf Warjethen“

Roman von Horst Biernath

18. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Ich habe Sie belogen, Fräulein Hilde,“ sagte er einfach und schlicht. „Ich weiß natürlich, daß Sie gekommen wären, auch wenn ich Sie in meinem Namen darum gebeten hätte — aber als Brigitte war ich mir meiner Sache und Ihrer Pünktlichkeit doch gewisser.“

„Ich verstehe das nicht . . .“ Ueber ihre helle Haut flutete eine zarte Röte.

„Sie verstehen es sofort,“ versicherte er; „aber ich schlage vor, daß wir ein Stückchen gehen, nicht wahr? — Sehen Sie nur an, was aus dieser bezogenen Nacht noch für ein schöner Morgen geworden ist. Im Leben hätte ich das nicht geglaubt!“

„Ich habe leider sehr wenig Zeit,“ fiel sie unsicher ein.

„Ich halte Sie nicht länger als eine Viertelstunde auf, — obwohl ich davon überzeugt bin, daß Sie mit Brigitte den ganzen Vormittag gebummelt hätten.“ Da sie nicht widersprach, schüttelte er etwas traurig den Kopf.

„Wollen Sie mir jetzt nicht erklären . . .?“ fragte sie stockend.

„Gewiß, natürlich,“ antwortete er rasch und machte ein Gesicht dazu, als arbeite er an einer sehr verzwickten Präzisionsmaschine. „Also sehen Sie, Fräulein Hilde, ich stehe hier ganz allein . . . oder nein, das ist auch nicht der richtige Anfang.“

Hilde war ein wenig blaß geworden. Viel zu blaß für fünf Semester Medizin, aber sie machte ein tapferes Gesicht.

„Tja,“ seufzte er düster, „da haben Sie es! So bin ich. Stur und steif wie ein Stock, wenn es mit dem Prolog losgehen soll.“

„Vielleicht lassen Sie es dann auch lieber,“ sagte sie gänzlich hilflos und machte eine Bewegung wie zur Flucht.

„Ausgeschlossen,“ rief er heftig, „die Zeit drängt.“

„Es kommt mir aber so überraschend, so gänzlich unerwartet, — sehen Sie, wir kennen uns kaum.“

„Trotzdem! Trotzdem!“ wiederholte er und klopfte mit dem Knöchel in die Luft, „ich habe großes Zutrauen zu Ihnen. Ich halte Sie für ein fabelhaft gescheites Mädel, und wenn Sie mir ein wenig helfen, dann wird die Geschichte schon werden!“

Sie sah ihn ziemlich befremdet an.

„Das Gescheiteste wäre natürlich, alles mit Brigitte zu besprechen, aber ich traue ihr nicht so viel schauspielerisches Talent zu, daß sie sich nicht in irgendeinem Augenblick doch verrät.“

„Wie bitte?“ rief sie bestürzt und blieb wie angewurzelt stehen. Sie sah ihm völlig fassungslos nach. „Entschuldigen Sie schon, aber ich verstehe kein Wort! Ich glaube wahrhaftig, — ich dachte schon . . .“ — sie war in tödlicher Verlegenheit.

„Was ist Ihnen?“ fragte er erschrocken und griff nach ihrer Hand, „Sie zittern ja . . .“

„Oh, nichts — nichts,“ antwortete sie und schüttelte energisch den Kopf.

„Teufel ja, haben Sie mir einen Schrecken eingejagt!“ rief er und fuhr sich über die Stirn — „Also Sie haben kein Wort verstanden? Nein? — dann setzen wir uns vielleicht ein wenig in den Schatten . . . Ja, bitte, tun wir es doch, — warten Sie einen Augenblick, ich breite rasch meine Jacke aus! Sie können sich ohne Gewissensbisse draufsetzen, knüllt unter Garantie nicht. Sehen Sie hier!“ — er drehte einen Aermel wie ein nasses Handtuch zusammen und ließ ihn wieder in seine alte Form zurückfallen. „Na, stimmts?“

Hilde war etwas gelähmt und ließ sich ohne Widerstand nieder. Jolli setzte sich neben sie ins Moos. Er starrte leicht versunken auf ihre Hand herab — es war so hübsch gewesen, sie zu halten, diese kräftige, schöne, kühle Hand.

„Also mit drei Worten,“ er schien sich von einem sehr fernliegenden Gedanken losreißen zu müssen, „es geht um Warjethen, verstehen Sie, Fräulein Hilde?“

„Nein,“ antwortete sie bestürzt.

„Das ist es eben, und in diesem Punkt kann ich Ihnen leider nicht helfen. Das müssen Sie mir einfach glauben. Ich kann Ihnen da beim besten Willen keine großen Erklärungen geben, weshalb und wieso. Sie müssen das, was ich tue, für zweckmäßig halten und mir vertrauen. — Vertrauen Sie mir, Fräulein Hilde?“

Sie nickte sehr schwach und beklommen.

„Also denken Sie daran, daß es um Warjethen geht! — und nun passen Sie auf; die Geschichte liegt augenblicklich so, daß Brigitte im Begriff steht, auf ein geschicktes Manöver hereinzufallen, das ich unter allen Umständen durchkreuzen muß. Und zwar werde ich Brigitte heute im Laufe des Tages den Vorschlag machen, mich nach Amerika zu begleiten und in Chikago in der Firma Mackenzie & Hellborn mitzuarbeiten . .“

„Und wenn Brigitte nicht will?“

„Sie muß wollen! Ich bin fest davon überzeugt, daß sie wollen wird,“ sagte er ohne stilistische Rücksichten. „Ich nehme sogar an, daß ich von — sagen wir

mal, dritter Seite in meinem Vorschlag unterstützt werde. Wovon Brigitte nichts weiß, ist die Tatsache, daß wir durch eine fingierte Depesche dazu gezwungen werden, unsere Abreise schon nach fünf Tagen anzutreten . . ."

„Ich gestehe Ihnen offen, daß für diese Komplikationen mein schwacher Verstand nicht mehr ausreicht," sagte Hilde in höchster Verwirrung.

„Die Geschichte ist sonnenklar, wenn man mit den Vorbedingungen vertraut ist. So wie Sie sie hören, klingt sie natürlich etwas verwickelt."

„. . . etwas verwickelt," wiederholte sie wie ein Echo. — „Aber nun verstehe ich nur nicht, was ich dabei soll? Und wollen Sie Brigitte tatsächlich nach Chikago mitnehmen?"

„Ja — das heißt, wenn Brigitte mitkommen will. — Und worum ich Sie bitte? Ich nehme an, daß Brigitte Sie um Ihre Meinung fragen wird. Oder noch besser, Sie verabreden sich mit Brigitte für den Abend, dann kommt das Gespräch ganz von selbst darauf, — und dann haben Sie nichts weiter zu tun, als mich zu unterstützen."

„Das ist alles?"

„Das ist alles, — aber da Brigitte auf Ihre Meinung viel gibt, mußte ich mir Ihre Unterstützung sichern. Und Sie werden mir helfen, nicht wahr? Es ist sehr hübsch, daß Sie mir glauben . . ."

Er bekam keine Antwort. Jedenfalls keine laute Antwort. Also ein klares Ja. — Ueber ihnen rauschte der Wald. Die Mücken benahmen sich unaufdringlich, und Jolli legte sich lang ins Moos.

„Wundervoll hier —" sagte er nach einer Weile und sah ihr in die Augen . . . „Ewig könnte man so liegen." — Ihre Hand ruhte nah an seiner, und seine Hand begann langsam näher an ihre Hand heranzugehen. Aber ihre Hand entfernte sich mit derselben Geschwindigkeit, mit der seine näher kam. Und plötzlich faßte seine zu, als griffe er nach einem Schmetterling.

„Also Bundesgenossen?" fragte er.

„Himmel! Wie Sie mich immer erschrecken!" rief sie und machte schwache Versuche, sich zu befreien. — „Ja — ja, ich helfe Ihnen gern, wenn Sie sich davon etwas versprechen." Sie sprang rasch auf. „Und wollen Sie nicht Ihre Jacke anziehen?" fragte sie aus gut fünf Schritt Entfernung.

„So warten Sie doch," rief er und fuhr mit den Fäusten in die Aermel hinein, als stieße er Klötze heraus. Dann trabte er ihr nach.

„Es tut mir natürlich leid, wenn ich Sie um Ihre einzige Freundin beraube," sagte er etwas atemlos, als er sie eingeholt hatte.

„Wir hätten uns ohnehin bald aus den Augen verloren. — Ich glaube nicht, daß wir den Winter noch auf Metgeithen verbringen werden. Mein Vater will nur noch die Ernte hereinbringen und dann . . ."

„Noch immer Herr Wadelsteiner?"

„Stadelheimer," verbesserte sie. „Ja, Herr Stadelheimer wird so lange wiederkommen, bis er meinen Vater breitgeschlagen hat — und dazu gehört leider nicht mehr allzu viel Ueberredungskraft. Mein Vater ist in den letzten zwei Jahren erschreckend alt und müde geworden."

„Ich glaube den Grund zu kennen," sagte er zart.

„Ich stemme mich mit allen Kräften dagegen, daß Metgeithen so verschleudert werden soll!"

„Ein Jammer!" pflichtete Jolli bei. „Solch eine famose, alte Wirtschaft — dieser prachtvolle Wald — und der See — und der prima Boden. — Sie müßten eben heiraten, Hilde. Wissen Sie, einen Mann mit ein bißchen Geld in den Händen, vorausgesetzt natürlich, daß es ein netter Junge ist."

„Ach, Herr Hellborn — die sympathischen Männer haben kein Geld, — und wer Geld hat, ist meistens nicht sympathisch."

Jolli protestierte mit beiden Händen. — „Und sonst," sagte er nach einer kleinen Pause, und ihm fiel das Sprechen wieder einmal sehr schwer, „ich meine — eh — so einfach heiraten, nicht wahr, einen Herrn in guter Position, von angenehmem Aeußeren und verträglichem Charakter, — wie es immer in den Anzeigen heißt — das möchten Sie wohl nicht . . ."

Hilde ging rascher zu. Vor ihnen leuchtete der gelbe Sand des Sensker Weges. Und Jolli knöpfte sich den Kragen seines Polohemdes auf, der ihn zu erwürgen schien.

„Also gut zureden soll ich ihr, Herr Hellborn, — das war es?" Sie standen an der Wegkreuzung und Hilde schaute auf ihre Uhr. „Noch etwas?" Sie sah ihn ein wenig ängstlich an.

„Jawohl, noch etwas!" sagte er laut — oder seine Stimme hallte nur so in seinen Ohren, wie eine fremde, die ganz dicht vor seinem Trommelfell sprach: „Hören Sie mich an, Hilde," bat er erregt, „ich liebe Sie! Ja, ich weiß, was Sie mir antworten wollen — daß wir uns kaum gesehen haben! Wie kann ich Sie da lieben? Aber diese Liebe ist einfach da. Sie überfiel mich in der ersten Minute. Verstehen Sie das nicht? Doch, es ist möglich, sich so schnell zu verlieben! Glauben Sie, ich habe mir ein Bild von Ihnen gemacht, lange ehe ich Sie sah. Das Bild der Frau, die ich jahrelang gesucht habe. Jahrelang habe ich mich mit einer Vorstellung begnügen müssen. Und dann sah ich Sie, Hilde, und ich war wie betäubt. Nein, Sie entsprachen dem Bilde nicht nur, Sie beschämten es — wie ein lebendiger Mensch seine Photographie! — Bitte, halten Sie von mir, was Sie wollen. Aber glauben Sie nicht, daß ich lüge. Ich liebe Sie, Hilde."

Sie sah ihn ernst an, ohne eine Spur ihrer anfänglichen Verwirrung. „Ich glaube, Sie sind nur in die Liebe verliebt," sagte sie leise und überließ ihm ihre Hand.

„Nein, in Sie! In meine wahr gewordenen Träume!"

„Aber ich," sagte sie ernst, „ich weiß nichts von Ihnen, soviel wie nichts. Daß Sie hellblaue Polohemden bevorzugen und anscheinend gern Schuhe mit Doppelsohlen tragen . . ." — Es klang nicht im mindesten ironisch. „Das ist mir nicht unsympathisch, Hans Hellborn, aber das sind nicht Sie! Verstehen Sie mich recht — ich kann einen Menschen nicht auf Briefwechsel hin heiraten. — Ich muß den Mann, dem ich mich anvertraue, kennen. Und ich bin auch bereit, seine Fehler mitzuheiraten — nur ich muß ihn lieben."

„Die Fabrik stört Sie . . ."

„Ah — Sie haben den Landwirt nicht vergessen," sagte sie lächelnd. „Ich weiß nicht einmal mehr, wie ich neulich dazu kam. Ich glaube, ich war ein wenig gereizt — durch Sie."

„Und Sie könnten eventuell auch —," er beendete den Satz nicht, aber sie verstand ihn.

„Gewiß — wenn ich ihn liebe!" antwortete sie ruhig.

„Es ist merkwürdig," sagte er unsicher, und ein Gedanke schien an ihn heranzutreten, vor dem er erschrak, — „vor einigen Tagen schon hatte ich den Entschluß gefaßt, abzureisen. Zu fliehen. Ja, es wäre wie eine Flucht gewesen. — Und irgend etwas hielt mich zurück. Sie, Hilde — am stärksten Sie, aber auch etwas anderes, ich weiß nicht einmal . . . die Erde hier —" das Wort schien ihn zu beschämen, er schwächte es mit einer leeren Bewegung ab. „Ich muß ja wieder hinübergehen — aber es wird mir schwer fallen, verdammt

schwer. Leichter, wenn Sie mitkommen, Hilde . . .“ Er sah sie eindringlich an: „Geben Sie mir eine Hoffnung?“

„Hoffnung — es wird Ihnen zu wenig sein. Und mehr kann ich Ihnen nicht sagen.“

„Darf ich Sie in den letzten Tagen meines Hierseins noch einmal sprechen? Sie müssen mir noch eine Gelegenheit geben, Hilde!“

„Vier Tage, fünf Tage — ich werde Ihnen nicht mehr sagen können, als ich es heute tat. Nein, Sie dürfen von mir keine schnelle Entscheidung verlangen. — Ich kann Ihnen nichts weiter sagen.“

„Nein, ich gebe Sie nicht auf,“ sagte er heftig, „und wenn ich auch gehe, ich gebe Sie nicht auf! Sie werden mich lieben, Hilde. Ich glaube daran! Und ich werde wiederkommen . . .“

Er preßte ihre Hand an die Lippen.

„Leben Sie wohl,“ sagte sie leise und ging rasch davon.

„Auf Wiedersehen!“ rief er ihr nach. Sie drehte sich um. Hans Hellborn stand noch auf demselben Fleck, wie angewachsen. Und Hilde Ottendorf hob die Hand: „Auf Wiedersehen . . .“ Einen Augenblick lang machte es den Eindruck, als wolle er ihr nachstürzen, — und sie flüchtete erschreckt um die Biegung des Weges. —

Nein, er stand ganz still, und ging erst nach einer Weile vorsichtig an die Stelle der Luft heran, wo sie gestanden hatte. Und es war ihm, als spüre er noch jetzt dort den Duft ihres Haares. Er ging leise vorüber, als könne er durch eine laute Bewegung etwas Unsichtbares zerstören, einen plastischen Abdruck ihres Körpers, der sich in der bewegungslosen Mittagsstille dieses Sommertages erhalten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Weichselkahn

Erzählung von Adolf Nowakowsky

Wir hatten einen Kahn entdeckt, einen richtigen großen Weichselkahn. Er lag drüben am Ufer, und dichtes Weidengestrüpp verbarg ihn den Blicken.

Der Kahn war gesunken, wir sahen es. Das Heck lag im Wasser, der breite Bug aber hatte sich auf eine Sandbank geschoben, die drei, vier Meter vom Ufer entfernt war. Wir wateten durch das flache Wasser, der Kahn hing nach Backbord über und zeigte uns sein Inneres: zersplitterte Bretter, ein verrostetes Drahtseil und ein Paar alte Schuhe, die nebeneinander standen, als habe jemand sie zum Trocknen hingestellt. Und diese Schuhe machten uns mißtrauisch . . .

„Hier ist jemand,“ sagte Alex und nahm seinen Violinkasten vorsichtig von der Ducht, auf die er ihn gestellt hatte, um unbehindert in den Kahn steigen zu können. Er war der Violinstunde ferngeblieben, um sich unseren abenteuerlichen Ausflügen anschließen zu können.

Hans erreichte als erster den Kahn. Er war der Stärkste und Mutigste von uns. Als er jetzt eine Luke zu heben begann, die wir nun erst im Dach des Vorschiffs bemerkten, umstanden wir ihn aufgeregt. Auch Alex war die Bordwand hinaufgeklettert und zu uns getreten.

In dem Raum, den wir unter uns erblickten, war nichts erkennbar. Das Viereck Licht, das durch die Luke hineinfiel, beleuchtete nur die eine Seite der Höhle. „Hat jemand Papier bei sich?“ fragte Hans und zog den Kopf aus dem Loch. Alex mußte ein Notenblatt opfern, Hans zerriß es in Streifen — Fidibusse nannte er sie —, zog Streichhölzer aus der Tasche und ließ die brennenden Papierfahnen hinabgleiten. So lagen wir über der Luke und suchten so viel wie möglich zu erkennen. Alex sah einen Tisch und eine Flasche, Hans sah eine lange Bank, ich aber sah nur Wasser, eine kleine dreieckige Fläche Wasser. „Ich werde mal hineinsteigen,“ rief Hans, und es dröhnte zurück wie aus einem leeren Faß. Wir konnten nun auch nichts mehr erkennen, da der Qualm des brennenden Papiers bald dick aus der Luke quoll. Wir rieben uns die Augen, auch Hans, bevor er sich hinabließ. Unten hörten wir ihn husten. „Kommt mal runter!“ rief er nach einer Weile.

Wir stiegen in die Luke, hingen einige Sekunden, den Lukenrand umklammernd, wie am Barren und ließen uns, da die Füße keinen Halt fanden, hinabfallen.

Die Kajüte, wie Hans den Raum nannte, war überraschend sauber. „Hier wohnt jemand,“ sagte er nach einer Weile, indes wir uns in der engen Bude umsahen, „denkt an die Schuhe, die wir oben fanden. Die sind hingestellt, nicht fortgeworfen. Und diese Kartoffelsäcke an der Wand, da sind Blätter und Zweige drin. Und in der Flasche steckt noch ein Kerzenstumpf! Wir wollen ihn gleich anstecken.“

Die Flasche stand schief, wie alles in diesem Raum. Das Licht warf unsere Schatten groß gegen die Bordwände. Sie wurden gespenstig breit und lang und hingen an der Kajütendecke. Noch nie hatten wir unsere Schatten so verzerrt gesehen. Nur wo das Lichtviereck der Sonne hineinfiel, wurden sie undeutlich und verblaßten.

„Wir müssen uns diese Bude sichern,“ begann Hans, „sie ist besser als unsere Weidenhütte an der Popowka.“

„Aber hier kommt doch Wasser rein,“ rief ich und zeigte auf die Lache im Boden. — „Ein Leck,“ entgegnete Hans fachmännisch, „wir müssen es abdichten mit Werg und Teer.“

Alex war unterdessen in der Kajüte herumgewandert und sah jetzt, als er uns gegenüber auf der anderen Seite der Bude stand, des schrägen Fußbodens wegen sehr groß aus, und eben erst war uns seine Kleinheit noch zwergenhaft erschienen. Nun stand er vor der Schiffsspitze. „Hier ist etwas,“ rief er, „eine Tür, ein Schrank.“ Und in der Tat öffnete er einige Latten, die eine Schranktür darstellten. Er hielt uns den Holzkeil entgegen, mit dem sie geschlossen war und den er zufällig und unbeabsichtigt fortgenommen hatte. Wir traten hinzu. Brotreste lagen in dem Schrank, in Papier gewickelt, ferner ein Stück Speck und einige Kleiderfetzen.

Wir setzten uns auf die lange Bank. Es roch nach Teer, Wasser und sonnendurchglühtem Holz. Uns war wohlig zumute, obwohl wir nicht wußten, warum.

„Das Brot ist alt und steinhart und der Speck ranzig,“ sagte Hans. „Hier hat jemand gewohnt, wahrscheinlich schon lange, nachdem der Kahn gesunken war. Vielleicht stammen die Lebensmittel — — —“

In diesem Augenblick vernahmen wir ein Geräusch an der Bordwand, ein vorsichtiges Geräusch. Es schwieg, schien überlegend zu verharren. — „Meine Geige,“ flüsterte Alex und blies die Kerze aus, „sie ist oben.“

„Ja richtig, sie verrät, daß jemand im Boot ist,“ flüsterte Hans zurück. „Es muß schnell einer herauf, bevor der andere weiß, mit wem er es zu tun hat, und uns womöglich die Luke zumacht.“ Er hatte Boot gesagt, nicht Kahn, er war aufgeregt. Alex und ich waren es auch, als wir Hans auf unsere Schultern nahmen und ihn, wie schnell verabredet, plötzlich aus der Luke hoben. So mochte er oben unvermutet wie ein Wassergeist aufgetaucht sein, wir hörten einen erschrockenen Ausruf und eine tiefe, rauhe Stimme, die nach einer Pause drohend sagte: „Was hast du hier zu suchen?“

Wir sahen in dem schrägen Lichtviereck Hansens Beinschatten und etwas daneben, was wie ein Knüppel aussah; wir sahen es in dem Viereck wie auf einer Kinoleinwand. Ich wollte Alex hinausheben, weil er der Kleinste war, ich selber wäre gewiß ohne Hilfe aus der Luke gekommen. Aber Alex wollte nicht.

„Stellen Sie den Violinkasten wieder hin!“ hörten wir Hans rufen, und eben war ich dabei, mich aus der Luke zu schwingen, um ihm im nächsten Augenblick beistehen zu können, als er hinabschrie, und es dröhnte wie aus vielen Fässern: „Reich mir mal den Revolver, schnell!“

Revolver? Was will er? Einen Revolver besaß keiner von uns. — Ich riß Alex den Füllhalter aus der Tasche, reichte ihn herauf und war in der gleichen Sekunde selber oben. Vor uns stand ein bärtiger, finster aussehender Geselle, der uns mißtrauisch musterte.

Ich hatte irgendwo gelesen, daß man, um einem Wilden seine friedliche Absicht kundzutun, sich mehrere Male mit gekreuzten Armen vor ihm verneigen müsse. Fast war ich hier diesen Ausdruck von Freundschaft zu bezeugen gewillt, und nichts als der böse Blick des Fremden und der Gedanke, daß dieser Mann eine solche Begrüßung kaum ernsthaft gelten lassen werde, hinderten mich daran. So bückte ich mich nur, um den Violinkasten, den er zu Boden gestellt hatte, aus seiner Reichweite zu bringen.

Es galt, das erkannten wir blitzschnell, jede feindliche Auseinandersetzung mit dem Fremden zu vermeiden. Hans ging ihm entgegen, um ihm die Hand zu reichen, der Fremde aber

mich humpelnd zurück und hob drohend einen Knotenstock. „Macht, daß Ihr sofort verschwindet," rief er dabei.

„Oho," entgegnete Hans, „darüber bestimmen Sie nicht, alter Freund!"

Ich überlegte, warum der Fremde wohl Hansens Hand so feindselig abgelehnt haben mochte. Gewiß waren seine Füße krank, und er wollte schlafen — —

„Ich will Ihnen mal was sagen," begann Hans von neuem, „in diesem Ton können wir nicht weiter miteinander reden. Wir bleiben auf dem Kahn, solange es uns paßt, heute, morgen, übermorgen, und werden in der Kajüte wohnen. Sie aber können meinetwegen übernachten, wo sie wollen."

Ich sah Hans an. Das konnte unmöglich sein Ernst sein, heute, morgen und übermorgen — — und die Schule?

„Erst wollen Sie die Geige stehlen. Und jetzt haben Sie, da es Ihnen nicht gelang, ein großes Maul," fügte er hinzu.

„Quatsch ist das mit Geige stehlen! Ich wollte nur sehen, welcher Kumpel da meine Bleibe benutzt," entgegnete der Landstreicher. „Euch Brüder aber kenn ich," fuhr er fort, „hingehen und einem den Gendarm auf den Hals hetzen!"

„Wer will das von uns? Niemand, darauf können Sie sich verlassen."

Alex wollte herauf. „Noch einer?" höhnte der Landstreicher. Wir zogen Alex aus der Luke.

Die Sonne war im Sinken. Alex mußte ins Internat zurück.

Wir wateten zum Ufer, den Fremden ohne Gruß zurücklassend. Er hockte auf den Planke und sah uns zu, wie wir unsere Schuhe anzogen. „Nicht petzen, Jungens!" rief er uns nach, als wir uns durch die Weidenbüsche zu zwängen begannen, und es klang ganz freundschaftlich.

Nach einigen Tagen waren wir wieder auf „unserem Schiff", wie es Hans nannte. Ein Zettel lag auf dem Tisch. „Nichts für ungut, Jungens. Ihr habt Wort gehalten. Ich komme wieder. Dann sehen wir uns." Das war mit Bleistift und kaum leserlich niedergeschrieben. —

Wir haben ihn nicht wiedergesehen. Oft saßen wir in der Kajüte und sprachen von ihm und suchten nach Erklärungen für seine feindselige Grobheit. Und es roch um uns nach Teer und Wasser und sonnendurchglühtem Holz.

Die Grenze

Skizze von Erich Weber.

Franzl hat die Anhöhe vor dem Heimatdorfe erreicht und blickt nun noch einmal flüchtig zurück. Das Dorf liegt unsichtbar im Tale, verdeckt vom Dampf der Morgennebel. Aber ostwärts, wo das Gebirge ansteigt, ist die Luft klar, und die Berge stehen blau und hell in der Frühsonne. Franzl sieht das schöne Bild, doch läßt er seine Gedanken nicht abirren vom großen Ziel. Herrlich ist das Heimattal, ja, um wieviel herrlicher aber muß das Land jenseits der Grenze sein, dem er jetzt zustrebt! Einen Tag hat er vor sich, einen ganzen, langen Sommertag. Das ist eine lange Zeit, doch auch sein Weg ist weit. Bis in die große Reichsstadt will er, dorthin, wo nur der Kegel der Landskrone aufragt aus dem flachen Lande und sich dann die gewaltige Ebene zu breiten beginnt, die weithin bis an das deutsche Nordmeer reicht.

Schon lange hat Franzl die Hauptstraße verlassen und einen Nebenpfad eingeschlagen Bergauf, bergab zieht der Weg, windet sich mit dem Flüßchen durch das schmale Gesenke, führt an tausend nassen Wiesen vorbei, säumt reifende Getreidefelder, aus denen blaue Kornblumen und Mohn leuchten, und führt schließlich in die grüne Wildnis des Grenzbusches. Bald muß sie zu sehen sein, die Grenze! Franzl spürt das Herz. Bis zum Halse schlägt es ihm. Nur jetzt soll keiner von den Grenzgendarmen kommen, nur jetzt nicht. Drüben, da wäre das etwas anderes. Mit einem solchen wird er sprechen: „Ich bin aus Böhmen und will Deutschland besuchen, denn ich bin ein deutscher Junge."

So malt sich der Franzl die Begegnung mit einem deutschen Grenzsoldaten aus und verfolgt dabei unablässig seinen Weg, der jetzt mitten durch eine Jungkiefernschonung führt. Und plötzlich liegt da, querüber, ein blauweißrot gestrichener Holzbalken. Franzl sieht ihn und muß Atem holen, lange und tief Das also ist die Grenze! Kühl mustert er die Sperre, betrachtet ablehnend und von oben her ihre Farben, die dem Gefühl des Grenzlandkindes ach so fremd geblieben sind. Später geht ein kleines Lachen über das sonnenverbrannte, schmale Jungengesicht. Was war das schon für eine Grenze! Knapp reichte der Balken über den schmalen Weg Wer hindert einen, links und rechts daran vorbeizugehen? Ein Wagen, ja, der kennte so ohne weiteres nicht durchfahren hier. Das war richtig. Doch er, der Franzl? Einen Anlauf wird er nehmen, einen kleinen nur, und drüben wird er sein. Drüben!

Er läuft und springt auch schon, schneller noch als vorher in Gedanken Und nun steht er auf dem Boden des großen deutschen Vaterlandes. Dem Franzl wird ganz eigen zumute. Er spürt es, hier duften die Kiefern plötzlich anders und die Waldblumen, hier klingen die Vogelstimmen, wie er sie noch niemals hörte, hier ist — ja, was ist hier? Der kleine Junge setzt sich auf den Grenzpfahl und lauscht in sich hinein, ohne es zu wissen. Was geht wohl in ihm vor? Spürt er etwas Besonderes im Singen seines Blutes, fühlt er etwas vom Strome der geheimen Kräfte, die uns alle fest verbinden mit dem Land der Väter? Franzl denkt nichts, aber irgendwie ergriffen von Unaussprechlichem sitzt er da und rührt sich nicht.

Bis eine Menschenstimme hart in seine Träume greift. Da fährt er auf vom Sitz und sieht nun einen deutschen Grenzer in Wirklichkeit vor sich. Der ist nicht böse o nein, der ist auch kein harter, gefühlloser Mensch gewiß nicht. Der tut nur seine Pflicht. Franzl ist elf Jahre alt und sagt es arglos ohne Scheu Ja, und da wird ihm denn klar gemacht, daß er ohne Ausweis eine Grenze nicht überschreiten darf, auch wenn sie nur von einem Balken dargestellt wird.

Franzls Blick wird starr. „Ich darf nicht weiter?" fragt er leise

„Nein, Junge, du mußt umkehren. Du hast keinen Ausweis, — aber ich lasse dich laufen. Nur mach' ehe der von der anderen Seite kommt."

Da dreht sich Franzl um und geht wortlos davon. Diesmal springt er nicht über den Grenzbaum. Der Beamte blickt der kleinen Gestalt mit den schmalen, zuckenden Schultern nach und spürt das Elend dieser Grenze wie niemals während seiner langen Dienstzeit. Sein Gesicht wird hart, seine Achsel schiebt sich wie gegen eine unsichtbare Wand, langsam und grübelnd schreitet er in den Wald hinein.

Jenseits aber geht der Franzl. Wie unter einer viel zu schweren Last setzt er Fuß vor Fuß. „Ich dorf ne nüber," flüstert er, „ich dorf ne nüber . . "

Er denkt an die kleine Fahne in den Farben des Reiches, die er zu Hause verstohlen und heimlich unter dem Kopfkissen seines Bettes aufbewahrt. Er denkt daran, daß er vor wenigen Tagen vier Stunden nachsitzen mußte, weil er in der Schule während der Turnstunde, das Lied der Deutschen vor sich hingesummt hatte. Er denkt noch manches, der kleine Franzl, während er durch den festlichen Sommermorgen und das Rauschen der Grenzwaldbäume geht.

Schließlich aber wird die Qual zu groß. Da steigt es auf in ihm, da muß er sich hinsetzen an den Wegrand, da fühlt er alles Leid des Fremdseins, der Verlassenheit, des ewig nicht Heimkönnens, und er schlägt die Hände vor das Gesicht und schluchzt: „Und ich bin o a Deutscher, — ich bin doch o a Deutscher!"

Fröhliche Ecke

Möbius mietet ein Zimmer. Die möblierte Wirtin zeigt, was sie hat.

Möbius scheint zufrieden. „Das Zimmer ist nett — und vor allem, ich lege Wert darauf, bei einer gebildeten Dame zu wohnen."

Die Wirtin nickt:

„Das bin ich — solange die Miete pünktlich bezahlt wird."

*

Sie: „Du bi stein ganz gewissenloser . . ."

Er: „Noch ein Wort und ich zahle Ledigensteuer!"